

Insel Verlag

Leseprobe



Alioth, Gabrielle
Die griechische Kaiserin

Historischer Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4161
978-3-458-35861-9

»Ein faszinierender Stoff. Theophanus Geschichte nimmt sich wie ein prächtiger, detailreicher Orientteppich aus. Nur wenigen gelingen atmosphärisch derart dichte Bücher.« *Berner Zeitung*

Die junge Theophanu (955-961) ist als Ehefrau Ottos II. hinterhältigen Intrigen und politischen Ränkespielen ausgesetzt, die ihre Stellung und ihr Leben immer wieder in Gefahr bringen. Doch sie kann sich als kluge Politikerin und mächtige Frau im Reich behaupten. Als der Kaiser überraschend stirbt, muss Theophanu den Thron für ihren Sohn Otto III. retten – mit Mut, List und einem geschickten Täuschungsmanöver weiß sie ihre Gegenspieler auszuschalten ...

Farbenprächtig und packend erzählt Gabrielle Alioth die Geschichte der erstaunlichsten Frau des Mittelalters.

Gabrielle Alioth wurde 1955 in Basel geboren. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Kunstgeschichte war sie u. a. als Übersetzerin und Journalistin tätig. Sie verfasste mehrere historische Romane. Gabrielle Alioth lebt mit ihrem Mann in Irland.

(www.gabriellealioth.com)

Im insel taschenbuch liegt außerdem vor: *Die Braut aus Byzanz* (it 4100).

insel taschenbuch 4161
Gabrielle Alioth
Die griechische Kaiserin



Gabrielle Alioth

Die griechische
Kaiserin

Historischer Roman

Insel Verlag

Umschlagabbildung: akg-images

Erste Auflage 2012

insel taschenbuch 4161

Insel Verlag Berlin 2012

© 2011 Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35861-9

Eiris sazun idisi
sazun hera duoder,
suma hapt heptidun,
suma heri lezidun,
suma clubodun
umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun,
inuar uigandun!

Merseburger Zauberspruch

Im ersten Jahr vermählte Otto der Große sie mit seinem Sohn, im zweiten bestieg sie den Thron, im dritten bezwang sie ihre Widersacher, im vierten gewann sie Verbündete, im fünften entledigte sie sich der Rivalin, im sechsten gebar sie ihr erstes Kind und im siebten wartete sie auf ein Zeichen des Herrn. Im achten Jahr nach ihrer Ankunft im Westen aber erfüllte sie ihre Bestimmung.

Im Zeichen des Löwen geboren, hatte Theophanu, die Nichte des Kaisers von Konstantinopel, ihre Heimat verlassen, um an der Seite des jüngeren Otto, des Zweiten, über das Reich der Franken zu herrschen. Allen Verleumdungen zum Trotz behauptete sie sich – nicht ganz ohne mein Zutun. Denn ich, Stephanos der Astrologe, war der Einzige, der sie aus dem Osten hierherbegleitet hatte. «Die griechische Kaiserin» nannten die Franken sie nun, mit Achtung und Verachtung zugleich, und sie blieb eine Fremde. Aber sie verstand es unterm Gestirn der großen Bärin, Ererbtes mit Erfahrenem zu verbinden, zum Nutzen des Reichs, und sie zahlte den Preis ihres Gelingens ohne Bitterkeit. Glück ist nie mehr als ein Augenblick, doch was wir in einer Form verlieren, finden wir in einer anderen wieder, und die Zeit, so sagen sie hier, führt uns in Spiralen auf neuer Bahn immer wieder an denselben Ort zurück.

I

Zeugnis der am Tag nach Allerheiligen in unserer Kirche aufgegriffenen Bittstellerin, wortgetreu aufgezeichnet von Wendligard, magistra, zuhanden unserer ehrwürdigen Frau Hilde, Äbtissin des Stifts zu Essen, anno Domini 991.

Es war eine milde Nacht, in der sich die Schritte der Männer aus dem Rauschen des Waldes lösten. Elf Jahre ist es her, und ich ahnte nicht, was mir bevorstand. Ich lauschte, wartete auf das Klopfen an der Tür. Während ich im Schein der Kerze in meine Holzschuhe schlüpfte, meinen Umhang und meinen Beutel nahm, fragte ich mich, welche der Frauen so weit war. Die Kesselhofbäuerin erwartete ihr Zehntes, ihr Mann würde mich nicht holen, um noch einen Esser aus ihr herauszuziehen. Die Müllerin war erst im fünften Monat; es würde tot sein. Oder war es eine Magd, eine Tochter, die heimlich – Ich erschrak, als ich die Tür öffnete und den Glanz der Schwerter im Schein der Fackeln sah.

Seit Trota's Tod lebte ich allein in der Hütte am Rand des Ketiler Waldes, dort, wo der Bach sich in zwei Läufe teilt. Trota war meine Lehrmeisterin, sie hatte in Salerno die Heilkunst studiert und mich darin unterwiesen.

Die Männer mit den Schwertern führten mich in den Wald hinein. Einige waren dunkelhäutig, und über das Gesicht ihres Anführers, eines bärtigen Alten, lief eine Narbe, von der rechten Braue quer über die Nase zum linken Ohr, als hätte jemand seinen Kopf zu spalten versucht. Ich überlegte, ob es besser gewesen wäre, die Tür nicht zu öffnen. Einer trug meinen Beutel mit der Salbe, dem Blutstein, der

Schere. Was für eine Frau, fragte ich mich, zog mit diesen Gesellen durchs Land?

Das Lager im Wald war größer, als ich erwartet hatte: Karren, Wagen, ein paar notdürftig aufgerichtete Zelte. Einige der Pferde trugen noch ihr Zaumzeug aus geflochtenen Lederriemen, mit glänzenden Beschlägen, farbigen Quasten. Vaganten, dachte ich, Gaukler, darauf aus, Armut und Arglist unter Tand zu verstecken. An einem der Feuer hockte ein glattgesichtiger Mann, dessen Körper sich gleich einem Hügel unter seinem Mantel wölbte. Der Bärtige führte mich zu einem Zelt. Kein Laut drang daraus; er zögerte. Mit seinem zerschnittenen Gesicht kam er mir mit einem Mal wehrlos vor; ich schob die Plane beiseite.

Im Schein eines goldenen Kerzenleuchters lag eine Frau – viel zu jung für den Bärtigen, dachte ich – auf Kissen gebettet, unter einer Decke, die in allen Farben schimmerte. Daneben kauerte eine Magd mit einem Neugeborenen im Arm. Ich atmete auf. Das Kind schlief; es war sehr klein, aber ein rosiger Hauch lag auf seinen Wangen. Die Magd nickte auf meine Frage: Es war ein Mädchen. «Das vierte», sagte sie.

Eine Bewegung auf dem Lager lenkte meine Aufmerksamkeit vom Kind zur Mutter. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt, die Decke bebte.

«Die Wehen hören nicht auf», klagte die Kindsmagd.

Ich sah sofort, dass es nicht die Nachgeburt war, die den Leib der Gebärenden krümmte. Ich kniete nieder und betastete den Bauch.

«Es sind zwei», erklärte ich. Und das zweite Kind hatte sich nicht gedreht. Sein Kopf lag genau unter dem Herz der Mutter.

«Du musst mir helfen», flüsterte ich der Gebärenden zu und schob die Decke zurück. Der vertraute Geruch stieg

mir entgegen, die Laken waren blutdurchtränkt. Was würde der Bärtige tun, wenn das zweite Kind tot zur Welt kam, wenn die junge Frau stürbe? Ihr schwarzes Haar war nass von Schweiß.

«Könnte es ein Junge sein?», fragte sie, während ich ihr half, sich aufzurichten, und mich zwischen ihre Beine hockte.

«Das weiß nur Gott», murmelte ich.

Was dann geschah, verliert sich in meiner Erinnerung in einem fiebrigen Flimmern. Ich hatte gehört, dass man ein Kind im Bauch der Mutter drehen konnte, aber ich kann nicht mehr sagen, was ich tat. Ich wusch Hände und Arme im heißen Wasser, das man mir brachte, und rieb mich bis zu den Ellbogen mit Salbe ein. Die Frau gab keinen Laut von sich. Ich sah, wie ihre Finger sich in die Decke krallten. Trota, meine Lehrmeisterin, sagte, auch die Frau werde in der Geburt geboren, ihr Wesen offenbare sich dann. So zart der Körper der Kreißenden war, so stark war ihr Wille, und sie fürchtete sich nicht. Endlich strömte die klare Flüssigkeit auf das blutverschmierte Laken, die Wehen wurden stärker, der kleine Kopf erschien, ein faltiges Gesichtchen. Es schrie, es lebte; es war ein Junge.

In jeder Geburt steckt ein Funke der göttlichen Schöpfung, sie bleibt unfassbar wie der Tod, und der Beginn eines Lebens erfüllt uns stets mit Hoffnung und Zuversicht. Nie zuvor aber hat eine Niederkunft eine solche Freude entfacht. Dem bärtigen Jakob vor dem Zelt liefen die Tränen über die vernarbten Wangen, die Männer jubelten, das ganze Land. Auch hier in Essen werden die Stiftsfrauen in der Kirche gekniet haben, um dem Himmel zu danken.

Die junge Mutter schlief mit fest geschlossenen Lippen, und da war der Vater. Ich hatte nicht bemerkt, dass er das Zelt in der Nacht betreten hatte. Doch als ich mich mit

dem Neugeborenen vom Lager aufrichtete, stand er vor mir und streckte seine schlanken, weißen Hände nach ihm aus. Seine Kleidung unterschied ihn nicht von seinen Leuten, sie war aus dem gleichen groben Stoff, und seine Stiefel waren erdverklebt. Aber seine Haltung, seine Gestalt – er war feingliedriger als die anderen Männer, vornehmer mit dem rötlich blonden Haar. Vor allem aber fiel mir bei dieser ersten Begegnung die Klarheit seiner blauen Augen auf, die Weitsicht, die ihn zu ihrem Führer machte. Er betrachtete seinen Sohn, als wolle er in dem kleinen Gesichtchen versinken. Es schien ihn nicht zu stören, dass es ein Zwillingsskind war.

Der Tag war längst angebrochen, als ich das Zelt der Wöchnerin verließ. Die beiden Kinder waren gewaschen, geölt, ihre weichen Glieder in Binden gewickelt, die Nachgeburten in Töpfen versiegelt, und ich hatte den gerissenen Damm der jungen Frau mit einigen Stichen zugenäht, die Wunde mit dem Pech bestrichen, das die Männer mir über dem Feuer gewärmt hatten. Die Sonne schien durch die sommerlichen Kronen des Waldes. In dem grünen Licht sah das Lager nicht mehr so schäbig aus wie in der Nacht zuvor. Die Karren und Wagen waren solide, die Zelte aus festem Tuch. Zu Suppe und Brot reichte man mir gebratene Wachsteln, Wein, frischen Käse; es fehlte an nichts. Während ich aß, beobachtete ich den glattgesichtigen Fetten, der, in seinen weitärmlichen Mantel gehüllt, mit zierlichen Instrumenten auf einer Tafel etwas vermaß.

Die Kindsmagd, die sich während der Nacht um das Erstgeborene gekümmert hatte, brachte mich, nachdem ich gegessen hatte, ins Zelt zurück. Ich hatte mein Haar zu einem Zopf geflochten. Während der Geburten trug ich es stets lose unter der Haube, da alles Geknotete und Verknüpfte dem Kind schaden kann. Jetzt spürte ich die Blicke der Män-

ner auf meinem Rücken. Ich überlegte, was ich für meine Dienste verlangen sollte, falls man mich danach fragte. Die Leute im Dorf gaben mir, was sie hatten, Holz, Korn, Hühner, Wolle. Es war nie viel, aber es reichte, um in der Hütte am Waldrand zu leben.

Die Mutter der Zwillinge saß in einem Sessel; Kissen und Decken waren verschwunden, und ich verstand, dass der Aufbruch bevorstand. Sie schien älter in dem einfachen, mit einer schmalen Borte verzierten Reisekleid. Ihr schwarzes Haar war mit zwei weißen, kunstvoll geschnitzten Kämmen hochgesteckt. Ich hatte noch nie Elfenbein gesehen. Das gab es nicht im Dorf, auch nicht bei den Herren von Cleve, und vorher auf dem Gut meines Vaters – er muss längst tot sein, und Gott wird ihm vergeben haben.

Die beiden Neugeborenen, die Zwillinge, lagen auf roten Kissen in einem Korb. Erst jetzt, neben dem mit blondem Flaum bedeckten Köpfchen des Söhnchens, fielen mir die dichten, dunklen Haare des Mädchens auf. So unterschiedlich waren die schlafenden Kinder. Noch während ich mich wunderte, steckte die Kindsmagd mir eine Börse zu, in der ich die Kanten von Geldstücken spürte, Silber, Gold vielleicht.

«Hast du Kinder?», fragte die Frau im Sessel. Dabei sah sie mich so eindringlich an, dass ich den Blick senken musste. «Hält dich jemand an diesem Ort?» Eine fremde Melodie schwang in ihrer Stimme. Ich erklärte, dass ich wie alle hier den Herren von Cleve zu eigen war.

«Ich werde dich freikaufen», sagte sie mehr zu sich selbst.

Ich blickte auf meine Holzpantinen und wusste immer noch nicht, wer sie war.

In der gleichen Stunde brachen wir auf. Während die Männer die Reste des Lagers räumten, fuhr ich im Wagen mit der Mutter, der Kindsmagd, den beiden Neugeborenen

aus dem Leben hinaus, das ich geführt hatte. Eine Weile überlegte ich noch, wer nun die Frauen im Dorf entbinden würde, dachte an die Hütte, den Wald. Ich konnte mir nicht vorstellen, nie mehr das Moos auf den Stämmen der Weiden zu sehen, die sich über den Bach neigten, oder die Wirbel im Strom. Der bärtige Jakob hatte versprochen, meine Tiegel und Fläschchen zu holen, den Mörser, die getrockneten Kräuter, die von den Dachbalken hingen, und die Truhe mit Trotas Büchern, in der auch die Wachskerzen lagen, die mir der Herr von Cleve nach der Geburt seines ersten Sohns geschenkt hatte. In manchen Nächten zündete ich eine davon an, um die bösen Träume zu verscheuchen, und später erzählte mir Jakob, sie hätten bereits beschlossen, zum Lager zurückzukehren, weil sie die Hütte, die man ihnen im Dorf beschrieben hatte, nicht finden konnten, glaubten, man habe sie absichtlich in die Irre geschickt, als sie durch die Zweige das Flackern meiner Kerze entdeckten.

Die Sonne hatte den Wendekreis des Krebses kaum gestreift, als das Wasser brach. Hatte ich mich getäuscht, verrechnet? Die Löwin würde einen Löwen gebären, das hatten mir die Sterne offenbart. So hastig wie die Männer in der Waldlichtung die Zelte aufschlugen, griff ich nach Zirkel und Maßstab, setzte mich ans erste entfachte Feuer. Doch mit jedem Winkel, den ich überprüfte, jeder Achse, die ich neu zog, wuchs meine Gewissheit: Der Fehler lag nicht am Firmament, sondern auf Erden. Was war geschehen? Wodurch waren wir vom himmlischen Weg abgekommen?

Der Schrei des Neugeborenen ging mir durch Mark und Bein. Ein Mädchen, natürlich; ganz mit schwarzen Haaren bedeckt, munkelten die Männer. Ich blickte zur großen Bä-

rin. Wir waren ihr nach Norden gefolgt, hatten uns in den kalten Häusern, den kalten Herzen der Franken eingerichtet, mit ihren abweisenden Gesichtern zu leben gelernt. War dieser sumpfige Wald das Ende unserer Reise? Es hieß, die Wehen hörten nicht auf.

Venus war längst erloschen, als der zweite Schrei erklang. Der Himmel lag weiß zwischen Nacht und Tag, kein Glitzern wies dem neuen Leben seine Bahn. Es war ein Junge, ein Sohn, der langersehnte Thronfolger.

«Heute kommt es mir vor, als hätte ich schon Jahre vor der Niederkunft im Wald, als ich den fremdländischen Namen zum ersten Mal hörte, geahnt, dass diese Frau mein Leben verändern würde. Aber wie ich mit ihr, den zwei Neugeborenen, der Kindsmagd im Wagen saß, wusste ich nicht mehr über sie als jeder: dass sie eine Prinzessin war, die man aus dem Osten geholt hatte, um sie mit dem Sohn unseres Kaisers zu verheiraten. Damals lebte Otto der Große noch, und man sagte, er habe in seiner Weisheit beschlossen, das Reich, das seit Jahrhunderten geteilt war, wieder im Blut einer Linie zu vereinen. Er verhandelte mit den Kaisern von Konstantinopel, und trotz deren Doppeltzungigkeit gelang es ihm, eine Braut für seinen Sohn zu bekommen. Nicht alle billigten das. Als sich herausstellte, dass die Prinzessin, die man unserem Kaiser gesandt hatte, keine Tochter, sondern nur eine Nichte des Herrschers im Osten war, forderten manche, man solle die Fremde zurückschicken. Aber Otto der Große behielt sie, vermählte sie mit seinem Sohn und schenkte ihr Güter zu eigenem Nutzen. Die Urkunde, in der er ihre Ansprüche bestätigte, wurde im ganzen Reich gezeigt, und die Leute im Dorf sagten, eine Handbreit des in Gold auf Purpur geschriebenen

Pergaments sei mehr wert als alles, was die Herren von Cleve besaßen.

Nach der Hochzeit in Rom, als der kaiserliche Hof aus Italien zurückkehrte, begannen sich Gerüchte zu verbreiten: Die fremde Prinzessin, hieß es, weigere sich, ihre ehelichen Pflichten zu erfüllen, sie könne oder wolle keinen Thronfolger gebären, und sie lehne sich gegen ihre Schwiegermutter, die fromme Adelheid, auf. Als der große Otto starb, redeten die Leute noch mehr, von anstößigen Kleidern, die entblößten anstatt zu verhüllen, Schmuck, den die Griechin auch für den Kirchgang trug, und Ölen, mit denen sie ihren Körper bestrich und deren Duft die Menschen betöre. Wie sonst, fragten sich die Leute, hätte eine Fremde an unserem Hof einen solchen Einfluss gewinnen können, wenn nicht durch Zauber und Trug?

Das Gesicht der Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, war starr vor Erschöpfung. Sie hatte in den zwei Geburten so viel Blut verloren, dass ihr Körper zu welken schien, und auch später, als sie sich erholte, war sie nicht so schön, wie ich mir vorgestellt hatte. Ihre Züge waren kantig, ihre Lippen schmal. Doch selbst in dieser großen Schwäche ging ein Reiz von ihr aus. Am zweiten Tag der Reise sah ich durchs Wagenfenster die Umrisse des Valkhofs und begriff, wie sehr sich mein Leben geändert hatte. Einem Bussard gleich lauerte die Festung auf dem Felsen über der Waal, und mir gegenüber saß die mächtigste Frau des Reiches, die Kaiserin Theophanu.

In der Festung über der Waal

Nimwegen, im Juli 980

«An den Mauern da unten wächst doch Efeu, ich kann ihn von hier aus sehen.» Thea deutet mit dem Kopf aus dem Fenster.

«Gewiss, Herrin.» Die Kindsmagd rührt sich nicht von der Stelle.

«Dann geh und pflück ein paar Blätter davon!»

Ein langgezogenes Plärren erklingt aus der mit einem Tuch verhängten Wiege; Thea fährt sich mit der Hand übers Gesicht. «Wo ist die andere, die mit dem Zopf – wie heißt sie?»

«Martje», murmelt die Magd.

Die Tür öffnet sich. «Mein Sohn weiß sich Gehör zu verschaffen.» Lachend tritt Otto ein, die Magd schlüpft hinter ihm aus der Turmstube. Auch um Theas Lippen spielt ein Lächeln, während sie zuschaut, wie Otto mit großer Vorsicht das Tuch hebt und in die Wiege späht. Das Plärren steigert sich zu einem Krähen.

«Er gleicht dir», meint sie.

«Ich habe nie so geschrien», protestiert Otto immer noch lachend.

Hinter ihnen poltert es. «Verzeihung.» Martje steht in der Tür. «Ich hab vergessen ...»

Thea bringt sie mit einer Geste zum Schweigen. Sie weiß, dass die Leute, die neu an den Hof kommen, vergessen, anzuklopfen, sich zu verbeugen, zu warten, bis man sie anspricht. Mehrmals hat Stephanos ihr vorgeschlagen, einen Zeremonienmeister einzustellen, der den Neuen die wich-

tigsten Regeln beibringt, und darauf achtet, dass sie eingehalten werden. Aber sie sind nicht in den mit Porphyry und Marmor ausgelegten Palästen von Konstantinopel, wo jeder Schritt des Kaisers im Buch der Zeremonien festgelegt ist, sondern auf einer Wehrburg am Nordrand des Frankenreichs. Das Krähen in der Wiege ist zu einem Jammern geworden.

«Bring ihn der Amme», befiehlt Thea, und kaum hat Martje das Kind aufgenommen, verstummt es. Otto blickt seinem Sohn nach, bis er auf dem Arm der Kinderfrau verschwindet.

«Sollten wir nicht eine zweite Amme für ihn haben?», fragt er besorgt.

«Er kann nicht noch mehr trinken, als er trinkt», entgegnet Thea und wendet sich dem Korb zu, der neben der Wiege steht. «Sie atmet so schwer.» Thea betrachtet das schlafende Gesichtchen auf dem Kissen. Der kleine Kopf ist kahl, die schwarzen Haare sind ausgefallen. «Und sie hustet immer noch. Stephanos meint, wir sollten ihr einen Absud aus Efeu und Fenchel geben.»

«Kennt sich dein Sterndeuter auch mit Säuglingen aus?» In Ottos Stimme schwingt Hohn.

«Immerhin hat er die Geburt deines Sohnes vorausgesagt», erwidert Thea gelassen.

«Drei Wochen zu spät.»

«Er konnte nicht wissen, dass es Zwillinge sind. Wäre es nur ein Kind gewesen, wäre es hier zur Welt gekommen, wie wir geplant hatten, nicht unterwegs im Wald.»

«Dann stand sie also nicht in den Sternen.» Otto ist neben Thea getreten und betrachtet das schlafende Mädchen.

«Nein, sie stand nicht in den Sternen.» Thea versucht ein Würgen in ihrem Hals zu schlucken.

«Hildibold hat einen Brief an Lothar aufgesetzt, in dem